



Abend:

Zeitung.

212.

Dienstag, am 4. September 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Gedichte von Julie v. Großmann.

1. Bestand.

Wenn nie in Dir die Götterflamme brannte,
Die uns die Welt im Rosenlichte zeigt,
Wenn nie Dein Herz den Schmerz, die Wonne kannte,
Die aus der Tiefe der Gefühle steigt;
Wenn nie Dein Mund das Wort der Liebe nannte,
Und gleichem Laut Dein Ohr sich nie geneigt;
Nenn' ich Dich arm; auch bei der reichsten Gabe,
War niemals Dein des Lebens schönste Gabe.

Wend' nicht mir ein, daß sie mehr Schmerzen bringe
Als Lust und Traum sey ihre Seligkeit:
Daß uns nur hebe ihre Götterschwinge,
Um uns zu senken tiefer in das Leid;
Daß wenn ihr Hauberton auch reizend klinge,
Doch schnell er sterbe in dem Grab der Zeit:
Ich preise glücklich, wer ihn einmal hörte,
Ob er den Kelch des Schmerzes dann auch leerte.

Denn nie entflieht der Liebe Bild dem Herzen,
Wenn es der Himmelsstrahl in ihm geweckt.
Die Rose blüht, ob stuhend auch in Schmerzen
Der Zeitenstrom die Farbentöne deckt.
Ob nach dem Traum des Tages helle Kerzen
Die Hand der Wirklichkeit längst angesteckt,
Und uns die Aetherschwingen nicht mehr heben;
Dann wird Erinn'ung tröstend niederweben.

2. Edler Stolz.

Ein edler Geist erliegt nicht dem Schmerz,
Wie tief verwundet auch das weiche Herz,

Ob es verloren auch sein liebstes Gut,
Zu Eis erstarrt das warme Lebensblut,
Als an dem Felsen seiner festen Treu
Der Ton erklang, daß die gebrochen sey,
Für deren wandellose Ewigkeit
Er einst verpfändet seine Seligkeit.
Nur zu dem Himmel hebt er seinen Blick;
Der Erde läßt er stolz das Pfand zurück. —

3. Die Weihe.

Es herrscht im Hause Stille,
Der Vater ach! ist todt.
Er liegt in seinem Sarge
Und fühlt hier keine Noth.

Die fühlt nur seine Witwe,
Und preßt in ihrem Harn
Den Säugling der sie rufet
In ihren Mutterarm.

Sie giebt den Schmerz zu trinken
Ihm aus der vollen Brust;
Da lächelt unter Thränen
Das Kind sie an mit Lust.

Empfangen hat's die Weihe,
Die Liebe und das Leid,
Mit Lächeln und mit Thränen
Nun für die Lebenszeit.

Und wie am Mutterbusen
So lächelt's noch und weint,
Bis in dem Arm der Erde
Der Tod es mit ihr eint.

4. Den Schweigenden.

Verlust läßt sich verschmerzen,
Wenn er das Auge trifft;
Doch bringt er zu dem Herzen
Dann wird er Todesgift.

Die Trennung läßt sich tragen,
Wenn nur die Herzen nah,
Sich auch in Ferne sagen,
Daß kein Verlust geschah.

Wenn liebend der Gedanke
Den Weg der Sehnsucht fand,
Und keine Erdschranke
Ihm ward zur Scheidewand.

Dann nur läßt sich verschmerzen
Der Gegenwart Verlust,
Denn sorglos sind die Herzen
Der Nähe sich bewußt.

Doña Luisa.

(Fortsetzung.)

Der König war sonderbar bewegt und hob sie schweigend auf ohne zu antworten. Er hatte nicht die mindeste Ahnung von der Wahrheit, aber Doña Luisa's Thränen brachten ihn gegen diejenigen auf, an denen sie so leidenschaftlich Theil nahm. Er empfand einen geheimen Verdruß, eine Art unwillkürlicher Eifersucht, wenn er sie so demüthig für jene flehen hörte. Sie that für jene, was sie für sich selbst nicht gethan. Ihre Verwendung war es, die ohne daß sie es dachte, das Verderben auf deren Haupt herabrief.

— O Sire, begann sie wieder; wollt Ihr Euch nicht rühren lassen? Wird meine Stimme nicht in Euerm Herzen ein Gefühl des Mitleids erwecken? Ach! ich bitte Euch wie ich nur bis jetzt noch zu Gott gebetet hatte.

— Ich sehe es, unterbrach er sie mit unbeugsamen Entschlusse: aber so viele Unterwerfung und Eifer werden dennoch nutzlos seyn.

Eine Pause trat ein. Doña Luisa und ihre Gefährtin wagten es nicht mehr zu sprechen, und blieben in trüber Stellung auf die Brustwehr gestützt. Die Sonne ging unter, die Nachtvögel flogen um den Glockenthurm, ein warmes Halbdunkel folgte dem Tage. Plötzlich erleuchtete sich die Stadt, die Fanfaren, das Freudengeschrei begann wieder, die Kanonen der Festung ertönten. Das Fest das am Morgen gefeiert worden, fing wieder an.

— Das Volk erfreut sich, sagte Philipp II. Heut Abend giebt es Rohrspiele und Wettlaufen bei Fackelschein auf dem großen Plage. Gott verzeihe die weltliche Eitelkeit dieser Schauspiele! Kommt, Doña Luisa.

Sie warf noch einen Blick unter sich, gleichsam um

der Erde, dem Geräusche der Welt ein Lebewohl zu sagen. Ihr war es als müsse sie wieder ins Grab steigen.

— Kommt, Doña Luisa, wiederholte der König und bot ihr die Hand, um die Treppe hinabzusteigen.

Die an den Gewölben des Klosters aufgehängenen Lampen verbreiteten einen bleichen Schein. Im Klosterhofe war es dunkel, und die weißen hie und da im Grase zerstreuten Steine glichen unbeweglichen Gespenstern. Philipp II. warf einen Blick durch die Bogengänge und sagte, indem er Doña Luisa's Hand los ließ: — Fürchtet Ihr Euch nicht, wenn Ihr vor diesem mit Gräbern gepflasterten Orte vorübergeht?

— Nein, Sire, antwortete sie; diese Bilder der Kürze der Zeit und der unbefiegbaren Macht des Todes trösten mich. Die Heiligen, deren Reliquien unter diesen Grabsteinen schlummern, beschützen mich, denn ich habe oft zu ihnen gebetet. Ihre Blicke senken sich hieher herab und wachen über mir.

Doña Luisa war stehen geblieben; ihre edle und schöne Gestalt trat wie eine Erscheinung in dem unbeweglichen Schatten der Arkaden hervor. Sie zeigte mit der Hand auf die phantastischen Formen die auf dem dunklen Teppich des Rasens ruhten, und über welchen die Lorbeerbäume ihre tönenden Blätter wiegten. Zu jener Zeit waren die religiösen Glaubensansichten lebhaft und unverkürzt. Die Glaubens-Artikel übten eben so vieles Ansehn über den Verstand der Hochstehendsten als über die unwissende Menge aus. Wunder wurden ohne Bedenken als ausgemachte Wahrheiten angenommen und man glaubte an den steten Einfluß des Himmels auf die Begebenheiten der Erde. Doña Luisa's Worte durchdrangen den König mit abergläubischer Furcht. Er schauderte und beugte sich in seiner Seele vor dieser verborgenen Macht, an die er eben so sehr glaubte, wie an seine eigene. Sein unruhiger Blick wendete sich von der Prinzessin ab, als erbebe er, eine jener Heiligen die sie anrief, sich zwischen ihm und ihr erheben zu sehen. So stützte er sich auf den Arm des Grafen von Mora und sagte mit unsicherer Stimme: — Ich will unter Anrufung der seligen Märtyrer, die hier ruhen, eine Kirche bauen lassen. Gott nehme Euch in seinen Schutz, Doña Luisa! vergeßt mich nicht in Euerm Gebete.

Er entfernte sich. Die Damen die noch beim Besten ihrer Paternoster im Kloster verweilt hatten, nahmen sogleich die Prinzessin mit sich fort. Nie hatte die strenge Beobachtung der Etikette ihnen so viel gekostet.

— Jesus Maria! rief Doña Barbara; ich wäre todt vor Schrecken gewesen, wenn ich nicht die Reliquie der heiligen Ursula bei mir gehabt hätte! Wißt Ihr auch,

gnädige Frau, daß man oft bei Nacht hier im Klosterhofe die verdamnten Seelen der Sarazenen, welche diese heiligen Nonnen den Märtyrertod sterben ließen, wimmern hört?

Am folgenden Tage blieb Philipp II. lange mit seinem Beichtvater eingeschlossen. Die Frömmigkeit, von welcher sein ganzes Leben ein Beispiel gab, war aufrichtig, aber der Glaube bezwang in ihm nicht die bösen Leidenschaften, die Furcht vor den Strafen eines zukünftigen Lebens hielt ihn in seinem unverföhnlichen Willen nicht zurück, weil er stets seine Sünde durch seinen Eifer die Interessen der Religion zu befördern, wieder abzukaufen glaubte. Seine glühende, grausame, inconsequente Anbacht hinderte ihn nie an etwas. Um sein Gewissen zu beruhigen, genügte es ihm, sich durch die Absicht wegen der That absolviren zu lassen, und so beging er ohne Gewissensbisse die schlechtesten Handlungen seines Lebens.

Sobald der Beichtvater ihn verlassen hatte, trat der Capitain Rodriguez, der zu dem Könige gerufen worden war, bei ihm ein. Es war das erstemal daß er sich allein bei seinem Souverain befand, und dieser rauhe Kriegsmann, wenig an die Höflichkeit gewöhnt, war verlegener als wenn es gegolten hätte, sich an der Spitze seiner Compagnie tödten zu lassen.

— Capitain, sagte der König zu ihm, ich will aus Euerem Munde wissen, wer die Gefangenen sind, die Ihr bei Eurer letzten Expedition gemacht habt, und welches Lösegeld Ihr für sie erhieltet.

— Sire, erwiderte der alte Kriegsmann mit wehmüthigem Tone; es ist ein Fang, der mich auf Ehre nicht bereichert hat. Ich habe noch keinen Maravedi erhalten von diesen vier Rittern. Zwei von ihnen sind gestorben, nachdem ich sie auf meine Kosten habe pflegen lassen, und ich ließ sogar einige Messen für die Ruhe ihrer Seelen lesen.

— Wer waren diese Menschen? unterbrach ihn der König.

— Sire, der eine nannte sich Don Alvaro von Acuña, und der andere Don Cristoval von Melo, zwei alte Soldaten, die den afrikanischen Krieg mitgemacht hatten.

— Einer von denen die noch am Leben nennt sich Don Juan von Matha: was habt Ihr mit diesem angefangen?

Bei dieser Frage ward der Capitain Rodriguez unruhig und antwortete stotternd: — Das ist ein Mensch von sehr geringer Bedeutung . . . ich glaubte daher ihn gehn lassen zu können . . .

— Ohne Lösegeld? unterbrach der König wieder.

— Nein, Sire, ich würde das nicht ohne Eurer Majestät Zustimmung gethan haben. Ich ließ ihn im Gegentheile nur gehn, um sein und seines Waffengefährten Lösegeld zu holen, und so ist er denn fort und hat mir sein Ehrenwort gegeben in 40 Tagen wiederzukommen. Morgen ist die Zeit vorbei. Uebrigens hastet mir der andre Gefangne als Geißel für ihn.

— Was ist das für ein Mensch? Sagt Alles was Ihr wißt.

— Sire, das ist ein junger und wackerer Ritter den das Glück aber wie ich vermuthe sehr schlecht bedacht hat. Ich habe ihn mit seinen Wunden hieher gebracht, die noch nicht ganz geheilt sind, und lange Zeit glaubte ich, sein Lösegeld werde zu den Begräbniskosten verwendet werden. Er benimmt sich wie ein Mensch von sehr guter Herkunft und doch scheint er mir von allem so entblößt wie der hochselige Juan vom Kreuze. Ich habe ihn auf sein Versprechen, nicht aus dem Alcazar zu gehn, frei gelassen. Er spricht mit keinem Menschen und bringt einen großen Theil seiner Zeit damit zu, Sonette zu machen.

— Irgend ein Hofpoet, sagte der König mit Verachtung. Wie heißt er denn?

Capitain Rodriguez zögerte einen Augenblick bevor er auf diese einfache Frage antwortete, und so fing denn der König mit strengem und mißtrauischem Blicke wieder an: — Ich frage Euch, wie er heißt?

— Sire, antwortete der Capitain, das weiß ich nicht. Als ich meine Gefangenen dem Gebrauche nach aufforderte, mir ihre Namen, Titel und wahren Stand zu nennen, indem sie die Hand auf's Cruzifix legten, hat dieser sich geweigert zu antworten. Aus Furcht er möchte einen Meineid begehn, wenn er einen falschen Namen nenne, habe ich nicht darauf bestanden.

— Das ist eine sehr unkluge Milde, sagte der König spöttisch. So hättet Ihr also diesen Menschen fortgelassen, ohne zu wissen wer er war? Bei allen Heiligen, wenn wir das erfahren hätten, würden wir Euch streng deshalb angelassen haben, Capitain Rodriguez.

— O Sire, rief dieser aus, und wollte schon dem Könige zu Füßen fallen; ich flehe Euch um Gnade an für diesen Fehler, den ich nicht begangen habe.

(Fortsetzung folgt.)

A u s z a h l u n g .

An einem Wihlinge ist wie an einem Heringe nichts ungenießbar und zum Wegwerfen, als die — Seele. Dr.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Leipzig.

(Beschluß.)

Wird man uns auch nicht für profan halten, wenn wir jetzt mit einem Schritt und Tritt aus der Kirche auf das — Theater springen? Wir würden es uns selbst kaum vergeben, hätten wir nicht über einige Schöpfungen des größten dramatischen Genie's unsrer Zeit zu berichten. Doch vorher einige Worte über die Verwaltung des Leipziger Stadttheaters im Allgemeinen. Herr Ringelhardt hat seit mehreren Jahren das Theater von der Stadt gepachtet und verwaltet es so klug, daß er, wie man zu sagen pflegt, seine Rechnung dabei findet. Die Oper, die früher, wo Fräulein Livia Gerhard, die Herren Eichberger, Hammermeister und Hauser sich zu Mitgliedern zählten, recht gut war, hat in neuerer Zeit gar sehr von ihrem alten Glanz verloren und ist in der Theilnahme des Leipziger Theaterpublikums gesunken. Dagegen ist die Tragödie, das Schau- und Lustspiel für eine Provinzialbühne recht gut ausgestattet. Außer der Messe ist das Theater gewöhnlich sehr mittelmäßig besucht, namentlich in den Sommermonaten, und selbst den braven Hofschauspielern aus Ihrem Dresden konnte es nicht gelingen, nach Beendigung der diesmaligen Ostermesse die Räume auch nur zur Hälfte zu füllen. Die drei Messen des Jahres sind es aber nun eben, was Herr Ringelhardt zu nutzen weiß, namentlich die Ostermesse, wo dann entweder eine neue Pariser Zug-Oper wie die „Jüdin,“ die „Hugenotten,“ oder eine ungewöhnliche dramatische Celebrität wie diesmal Mad. Schröder-Devrient das Publikum in Allarm setzen muß. Das Orchester dirigirt der bekannte erzmusikalische Stegmayer, der Lieblingsdirigent der berühmten Henriette Sonntag, der nach dem Abgange des Kapellmeisters Heinrich Dorn von Herrn Ringelhardt engagirt wurde. Herr Konzertmeister David sitzt an der Spitze der ersten Geige und Herr Kummel ist Chordirigent.

Das Orchester ist vollzählig besetzt, und ein achtungswerther Ehrgeiz, etwas Tüchtiges zu leisten, belebt alle einzelnen Mitglieder. Schon bevor wir uns in Leipzig befanden, hörten wir aus dem Munde des Hugenotten-Tonschöpfers, wie Mad. Schröder-Devrient sich in der Rolle der Gräfin Valentine de St. Bris eine so großartige dramatische Aufgabe gestellt, daß nur sie selbst einzig und allein im Stande wäre, allen Ansprüchen einer solch' colossalen Auffassung zu genügen. Aber das außerordentliche Genie, die übermenschliche Kraft und augenblickliche, brennende Begeisterung, — mit einem Wort, die Kunst-Seele dieses erhabenen Weibes zerstört selbst Form und Grenzen der Aufgabe und reißt uns mit titanischer Gewalt auf die Höhenpunkte einer Kunstschöpfung, wo von Reflexion, Urtheil und dergleichen nicht mehr die Rede seyn kann, — wo wir nur blendenden Sonnenglanz, Schwindel, Bewunderung fühlen. Mit jeder neuen Rolle, die Mad. Schröder-Devrient uns vorführt, glaubt man, sie habe ihren Culminationspunkt erreicht, so war's bei'm Fidelio, dann bei'm Romeo, bei der Norma. Man ahnte nicht, daß dies Alles nur Skizzen zu dieser Valentine wären, in der sich die heterogensten Gefühlselemente durchkreuzen, bekämpfen, erschlagen; wo ist das dramatische Kriterium, das nach dieser Rolle nicht seine Theoreme erweitern, seine ästhetischen Hemmschuhe bei Seite legen mußte. Wo hat man je ähnliche Nuancen gesehen, — Bewunderung, Verehrung vor dem ungeliebten Gatten; hinsterbende Kindesliebe, die sich in Abscheu an dem Vater verwandelt; glühende, aller Aufopferung fähige Liebe zu Raoul, — und nun dieser innere Glaubenskampf, dieser glühende, religiöse Fanatismus, der in dicke Weihrauch-Wolken gehüllt mit den

Strahlen einer neuen Sonne kämpft, bis er endlich auf Stügeln der Alles besiegenden Liebe — „und stünde selbst dabei die Seele auf dem Spiele“ — durch den neuen Glauben in den Tod gebrochen wird! —

Frankfurt a. M., im Beginne August's.

Das Sängerefest ist hinter uns, und nachdem sich die verschiedenen Ansichten über seine Ergebnisse zunächst in den politischen Blättern ausgesprochen, so unternehme ich es, von eigenem Standpunkte aus einige nachträgliche Notizen darüber zu entwerfen, indem ich dabei die geringfügigen Einzelheiten als bekannt voraussetze.

Das Sängerefest war längst von allen Frankfurtern, welche nicht, gleich der Schnecke, sich nur immer gerne in ihr eignes Haus verkriechen, als ein Fest begrüßt worden, von welchem sich eine neue Aera für die hiesigen, geselligen Zustände datiren sollte, indem es den ersten Anstoß zur Zerspaltung jener engherzigen Abgeschlossenheit gäbe, in welcher die gleichartigen und verschiedenen Stände der hiesigen Stadt zu einander stehen. Wo so viele Tausend Menschen zu einem großen erhebenden Feste aus innerem Antriebe vereinigt, da war auch anzunehmen, daß jede Kruste bürgerlichen Vorurtheils und philistrefen Iselirungstriebes bei diesem Anlaß durchbrochen und hiersdurch der erste Anlauf zu einer allgemeinen Sozialität genommen würde. Inwieweit durch das Sängerefest diese Hoffnungen bis jetzt verwirklicht worden sind, kann wohl nur hypothetisch ausgesprochen werden, da wir diesen Taugen eines allgemeinen Enthusiasmus noch zu nahe stehen; aber mit Gewisheit glauben wir behaupten zu dürfen, daß jedenfalls Bedeutendes in dem gehofften Sinne geschah.

Das Sängerefest nahm, ausschließlich der Vor- und Nachfreuden, drei Tage für sich in Anspruch; nämlich den 28. Juli, an welchem Tage die fremden Sänger ankamen und von hiesiger Seite festlich empfangen worden sind; den 29. Juli als ersten und den 30. Juli als zweiten Tag des Hauptfestes.

Die Art und Weise, in welcher die fremden Sänger von dem hiesigen Festcomité und den Sängern, sowie der Mehrzahl der gesammten hiesigen Einwohnerschaft empfangen worden sind, war herzerhebend und ließ einen Eindruck zurück, welcher in den Fremden und den Einheimischen nicht so leicht verwischt werden wird. Am 29. Juli fand die große Produktion in der St. Katharinenkirche besprochene Schnyder'sche Oratorium sich der größten Wirkung erfreute. Den 30. Juli aber versammelte sich die Sängerschaft auf dem Forsthaufe, eine Stunde von hier gelegen, wo im Freien die eigends hierzu bestimmten Lieder von 100 Kehlen gesungen wurden. Die Wirkung an diesem Orte, im freien Walde, in dem sich zu diesen Stunden eine Menschenmenge von 20,000 Köpfen einfand, war ungeheuer. Der Sängerzug nach dem Forsthaufe geschah auf festlich geschmückten Schiffen, und unter dem unaufhörlichen Donner der Ehrensalven aus einer großen Anzahl von Böllern und Kanonen. Der Main war von Schiffen und Rähnen aller Farben bedeckt, und das Ganze glich en miniature einem Schifferstechen auf der See. Es war ein herrliches und für uns Frankfurter durchaus neues Schauspiel. Diesen Tag und das an demselben abgehaltene Fest taufen wir aber hiermit als den „Sängerstreit auf dem Forsthaufe“; denn in Wahrheit, jeder Einzelne bot seine besten Kräfte auf, um zur Wirkung des Ganzen das Seinige beizutragen und diesen Tag insbesondere für Jeden, der sein Fest feierte, unvergesslich zu machen. (Beschluß folgt.)

Nebst dem Buch- und Kunst-Anzeiger Nr. 15 der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.